

## Leben und Sterben lassen

Dreißig Jahre lang war Ursula Peters Mbelunternehmerin in Erfurt. Dann kam nah der Wende der Konkurs. Heute reist sie als ambulante Sterbebegleiterin durch ganz Deutschland und ermöglicht Menschen einen würdevollen Tod.

Der Tod, wei Ursula Peters, 59, kündigt sich häufig schrittweise an. Am Anfang steht eine plötzlich auftretende innere Unruhe, dann verspürt der Sterbende einen großen Durst. Er möchte noch jemanden sehen, vielleicht eine offene Schuld klären oder etwas sagen, dass wichtig ist. Dann fällt der Blutdruck ab, es bilden sich schwarze Flecken auf der Haut, die Nase wird spitzer, die Augenhöhlen tiefer, schließlich setzt der Atem aus und der Körper wird ruhig, ganz ruhig.

Frau Peters hat bereits mehrere Menschen in diesen Momenten kurz vor dem Tod erlebt. In Essen einen 76-jährigen Krebspatienten, dem hat sie die Haare gebürstet und den heißen Kopf mit Wasser gekühlt. In Bayreuth eine 94-jährige Schlaganfallpatientin. Und in Würzburg einen 78-jährigen Arzt – der hat gelächelt, als sie ihm in seinen letzten Stunden von seinem schönen Garten erzählt hat.

Das alles geschah im letzten Jahr, im Jahr drei ihres neuen, ihres zweiten Lebens, in dem sie für den Pflegeverbund Deutschland durch das Land reist – als Pflegekraft und Sterbebegleiterin. Drei Wochen verbringt sie meist bei ihren Klienten, wohnt mit in deren Wohnungen, betreut sie, begleitet sie, 24 Stunden am Tag. Dann führt sie für eine Woche zurück nach Wasungen in Thüringen, der Heimat ihres neuen Lebens. Gut eineinhalb Stunden Autofahrt liegt die entfernt von ihrem alten Leben, in Erfurt, als Besitzerin eines Mbelgeschfts.

Ganz vorsichtig legt Frau Peters an diesem Vormittag in Hamburg eine dünne Decke über ihre Klientin Frau Beck – um die Intimsphäre der 90-jährigen zu wahren. Anschließend tunkt sie einen Waschlappen in eine rosa Plastikwanne, beugt sich über das Geländer des Betts, hebt die Decke leicht an und beginnt Frau Beck an den Beinen zu waschen. Mit einer Waschlotion mit Ölanteil, damit die alte Haut gleich wieder fettet. Kurz hebt sich der Kopf von Frau Beck aus ihrem schweren Kopfkissen, ihre Haut spannt sich über das glänzende, eingefallene Gesicht, ihr Mund öffnet sich, es wirkt als wolle sie etwas sagen, dann schnappt sie nach Luft und lässt ihren Kopf mit einem Stöhnen wieder in das Kissen sinken. Es klingt erschöpft. Resigniert. So, als hätte sie alle Kräfte gesammelt, um sich der Welt mitzuteilen und wäre kurz vor dem Ziel gescheitert. Für einen Moment läuft Frau Peters in die Küche, sie kommt wieder mit einer Kanne mit knapp zwei Litern Kamillentee. Sie muss sich auf ihre Zehenspitzen stellen, um den Tee in einen Plastikbeutel zu gießen, der an einem Ständer neben dem Bett hängt. Lichter an einer Apparatur unterhalb des Beutels fangen an zu blinken, Frau Peters stellt an einem Rad die Dosierung ein, es piept, dann fließt der Tee langsam durch einen

Schlauch über einen Anschluss im Bauchnabel in den Magen von Frau Beck. Seit zwei Jahren wird sie künstlich ernährt und ihre Tochter, Frau Röhl, wird sich am Nachmittag fragen, ob es nicht besser für ihre Mutter wäre, man würde das Essen einstellen. Doch wer konnte diese Entwicklung damals, im Dezember 2001, schon ahnen, als man mit der künstlichen Ernährung begann?

Nach einem Herzinfarkt war Frau Beck die Treppe hinuntergestürzt, als sie in einem Hamburger Krankenhaus zu sich kam, war sie halbseitig gelähmt, die Ärzte gaben ihr noch maximal zwei Monate zu leben. Schnell musste die Tochter über den nächsten Schritt entscheiden, sie wusste nur, ihre Mutter wollte niemals in ein Heim. Die Chefärztin des Krankenhauses gab ihr die Telefonnummer des Pflegeverbands Deutschlands, sie rief an und der Pflegekoordinator für Norddeutschland prüfte die Bedingungen für eine Sterbebegleitung daheim. Als Frau Beck drei Tage später

Zeile 101 fehlt

sie zum ersten Mal wieder. Seit diesem Zeitpunkt wohnt bei Frau Beck eine Sterbebegleiterin, die sie wäscht, putzt, die Sonden wechselt und da ist: Wenn die innere Unruhe kommt, wenn sie durstig wird und der Tod langsam beginnt.

Frau Peters kam zum ersten Mal im August 2003 zu Frau Beck. Sie hat sie nicht mehr erlebt, als sie fast wieder ohne Magensonde gelernt hatte zu essen. Oder wieder im Rollstuhl sitzen konnte und nach einem Löffel mit Jägermeister verlangte. Als sie in das Zimmer im zweiten Stock einzog, lag Frau Beck schon im Wohnzimmer in einem Bett – unfähig sich selbständig zu bewegen, fast blind und taub, auf künstliche Ernährung ständig angewiesen. Auch sprechen konnte sie zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, an manchen Tagen hört man höchstens noch ganz leise ein „Guten Tag“.

Mit einem Wischmob putzt Frau Peters den Laminatboden unter dem Bett. Dann greift sie nach einem Putztuch, ummantelt mit ihm die Stangen des Bettgestells und fährt das Tuch gedankenverloren auf und ab. Immer wieder blickt sie dabei liebevoll in das Gesicht von Frau Beck, legt ihr mal eine Strähne vom Haar wieder in die richtige Position, dann streicht sie ihr mit dem Rücken des angewinkelten Zeigefingers über die eingefallene Wange. „Man wird geboren, man hat seine Aufgabe, dann muss man wieder gehen“, sagt sie dabei und: „Die Welt ist eine große Bühne und wir müssen jeden Tag eine Vorstellung geben“. Dann lacht sie laut. Ihre Wangen, die sie sich rötlich angemalt hat, glänzen, ihre Augen werden zu kleinen Schlitzern. Den Lappen hält sie dabei in der Hand und ihr Lachen klingt nicht verbittert, nicht zynisch, sondern vergnügt. „Nein, die Möbelunternehmerin Peters habe bestimmt nicht so gedacht“, sagt sie und lacht noch mal, noch lauter. Es klingt erleichtert, befreit, froh – froh, dass sie es geschafft hat, sich ein neues Leben erkämpft zu haben. Fast sechs Jahre hat es gedauert von 1997 bis jetzt. Denn damals, da wollte sie nicht mehr leben. Alles, wofür sie gekämpft hatte, war verloren. Der Garten, das Haus, die Firma. Die hatte die gelernte Laborantin dreißig Jahre lang geführt. Erst gemeinsam mit ihrem Mann, dann, als der eine andere Frau kennen lernte und verschwand, mit ihrem Schwiegervater.

1976 verstarb der und sie leitete das Möbelgeschäft allein, auf Provisionsbasis, als so genannten „Kommissionshandel“ – eine Besonderheit in der damaligen DDR. Sie gehörte zu den Wohlhabenden, guter Mittelstand, sie hatte in großes Haus mit 5000 Quadratmeter Garten und sie war politisch engagiert – in der Nationalen Demokratischen Partei Deutschlands (NDPD), einer Blockpartei, die sich später der FDP anschloss, saß sie im Vorstand und als Schöffin arbeitete sie in ihrer Freizeit am Gericht. Als die Wende kam, machte ihr das neue Wirtschaftssystem keine Angst, im Gegenteil, sie witterte Chancen, ihr war die Marktwirtschaft fast schon vertraut. In ihr Möbelhaus in Erfurt kamen damals häufig Vertreter aus dem Westen. Die erzählten ihr, Möbelgeschäfte im Westen würden auch Särge anbieten, „Holz gehöre schließlich zu Holz“. Frau Peters erschienen die Vorschläge der Westler logisch, also expandierte sie: Ein Beerdigungsinstitut und einen Blumenladen für Gestecke kamen zum Möbelhaus hinzu, außerdem eröffnete sie Filialen in Gotha und Weimar. 17 Angestellte hatte sie in den besten Zeiten, bis 1993 lief alles gut. Dann tauchten plötzlich „die Großen“ – „Möbel Unter“ und „Roller“ auf den Wiesen vor den Städten auf, langsam aber stetig brach ihr Geschäft ein. Sie kämpfte, ohne Hilfe, ohne Beratung, nur ihre Mutter hörte ihr manchmal in diesen Phasen des verzweifelten Kampfes zu. Bis 1997 dachte sie, sie würde es schon packen, dann wurden ihre Konten gesperrt, das Haus gepfändet, der Garten verkauft – aus der ehrgeizigen Unternehmerin war ein Sozialfall geworden.

Frau Peters versteckte sich fortan in ihrer Wohnung, sie fühlte sich als Versagerin und stand morgens nicht mehr auf. Eine Ohnmacht hatte sie überfallen, sie fühlte sich wie gelähmt und versuchte, ihr Leben zu beenden. Schließlich war es der Hausarzt, der sie in eine Nervenklinik im Thüringer Wald überwies. Die Diagnose lautete schwere Depression. Fast eineinhalb Jahre verbringt Frau Peters in der Klinik, mit Bewegung, einem festen Tagesrhythmus, Gesprächen und Beschäftigungstherapie baut das Klinikpersonal langsam ihren Willen zum Leben wieder auf. In dem kleinen Ort Wasungen in der Nähe zur Klinik findet sie nach ihrer Entlassung eine kleine Wohnung. Sie traut sich noch nicht wieder zurück nach Erfurt, sie hat weder Kontakt zu alten Bekannten, noch zu ihrer Tochter. Nur mit ihrer Mutter telefoniert sie jeden Tag. Durch die Diakonie in Wasungen findet sie in einem Pflegeheim einen neuen Job. Sie hilft in der Küche, in der Cafeteria und ist Mädchen für alles. Sie wird gebraucht, die alten Menschen lieben sie für ihre freundliche Art und sagen, wenn sie käme, ginge die Sonne auf. Doch wenn sie abends nach Hause in ihre Wohnung kommt, fühlt sie sich allein. Sie möchte beschäftigt sein, für Menschen da sein, am besten rund um die Uhr. Eine Annonce des Pflegeverbands „Suchen Frauen ab 40 Jahre für die häusliche Pflege“ kommt ihr in dieser Stimmung genau recht. Sie fährt 2002 zum Vorstellungsgespräch nach Suhl, besucht ein dreiwöchiges Einführungsseminar und macht zwei Bewährungseinsätze, dann kündigt sie bei der Diakonie. Zu reizvoll ist für sie die Aussicht, wieder selbständig arbeiten zu können, zu interessant die Perspektive bei ihrer Arbeit Deutschland kennen zu lernen. „Ich war ja 40

Jahre eingesperrt und höchstens mal in Eisenach oder Berlin“. In Bayreuth hat sie seitdem das Opernhaus von außen betrachtet. Die Bremer Innenstadt hat sie gesehen, weil sie dort eine Klientin zum HNO-Arzt bringen musste. Und in Würzburg war es ihre Aufgabe, einkaufen zu gehen – da hat sie öfters mal auf die Mainbrücke geschaut. Ansonsten sieht sie von den Städten nur die Strecke zwischen Bahnhof und der jeweiligen Wohnung – denn dort verbringt sie in der Regel 24 Stunden vom Tag.

Laut klingelt das Telefon neben dem Bett von Frau Beck. Herr Jessen, der Haushälter, nimmt den Hörer von der Gabel. Es ist die Tochter von Frau Beck, Frau Röhl. Kurz redet sie mit Herrn Jessen, dann hält dieser den Hörer Frau Beck ans Ohr. Die Tochter brüllt laut in den Hörer, die Worte schallen im ganzen Raum. Frau Beck öffnet die Augen, starrt zur Decke, dann schnappt sie wieder nach Luft. Am Nachmittag will die Tochter kommen, Herr Jessen legt den Hörer wieder auf. Er ist ein alter Freund des Sohns von Frau Beck und wohnt genau wie er mit im Haus. Schon bevor Frau Beck den Herzinfarkt hatte, hatte sie ihn gefragt, ob er sich nicht ganztags um sie, das Haus und den Garten kümmern wollte. Der heute 61-Jährige sagte gerne zu. Er hält ein Auge auf die jeweiligen Sterbebegleiterinnen, er achtet darauf, dass jeden Tag die Krankenschwester kommt, er empfängt zwei Mal pro Woche Ärzte für Frau Beck und überwacht neben der Küche und dem Garten die Finanzen. Rund 6000 Euro kostet eine Sterbebegleiterin pro Monat, die Pflegeversicherung beteiligt sich im Falle von Frau Beck daran mit 410 Euro. Den Rest übernimmt der Schwiegersohn, Herr Röhl.

Früher, als sie noch in dem Pflegeheim in Wasungen gearbeitet hat, habe sie nur die Hälfte von ihrem jetzigen Gehalt verdient, sagt Frau Peters. Für eine 24 Stunden Schicht bezahlt ihr heute der Pflegeverbund zwischen 80 und 120 Euro, abhängig von der Pflegestufe ihres Klienten, ob eins, zwei oder drei. „Alle in Wasungen sind neidisch auf meinen neuen Job“.

Mit beiden Händen greift sie einen großen Plastikkorb mit Wäsche, Herr Jessen fragt, ob er etwas vom Einkaufen mitbringen soll und an der Haustür klingelt die Krankenschwester Marita. Um die Verbände von Frau Beck gegen das Wundliegen zu wechseln. Und um ihr einen Blutverdünner über die Magensonde zu verabreichen. Alle anderen Mittel hat sie nach Konsultation der Ärzte abgesetzt. Frau Beck hält die Augen geschlossen. „Sie arbeitet ihr Leben ab“, vermutet Frau Peters.

Im Keller befüllt sie die Trommel „unserer“ Waschmaschine mit der schmutzigen Kleidung, aus einer Ecke holt sie das Waschpulver hervor, die Sauna im Nebenraum benutzen „wir“ nie. Morgen wird Frau Peters für eine Woche nach Hause, nach Wasung fahren. Und oft schreckt sie dort nachts aus dem Schlaf auf. „Wo bist du überhaupt“, fragt sie sich dann in den ersten Sekunden und: „Was musst du noch machen?“ Die Tage zu Hause gehen immer schnell vorbei: Den Kühlschrank auffüllen, die Wohnung sauber machen und den Papierkram erledigen – noch immer läuft das Verfahren ihres Konkurses.

Als sie nach dem Klinikaufenthalt nach Wasung kam, hat sie Anschluss gefunden in der christlichen Gemeinde, sie sang regelmäßig im Kirchenchor. Mit ihrem neuen Job ist an ein solches Privatleben nicht mehr zu denken. Und auch ein Partner, der ihr neues Leben mit ihr teilt, gibt es bisher nicht. Vor kurzem erst hat sie sich ein Schild an ihre Wohnungstür geschraubt auf dem steht „Familienbetreuerin – bundesweit“ und sie hat angefangen, Gesundheits- und Naturprodukte, die der Pflegeverbund unter dem Namen „Das grüne Blatt“ vertreibt, im „Club der Volksidentität“ an alte, ehemalige DDR-Bürger zu verkaufen. Sie erzählt das, vermeidlich beiläufig, und doch klingt in ihrer Stimme Stolz. Es blitzt in ihren Augen. Die Unternehmerin ist für einen Moment erwacht. Dann lacht sie und sagt: „Ich möchte mich nicht mehr verzetteln. Ich möchte mir nicht mehr wehtun. Ich will das machen, was mir gut tut.“ Die Worte klingen weniger nach einem Wunsch, als mehr nach einem Befehl. Ein Befehl, mehr an sie selbst zu denken, nicht wie früher, als sie es allen, den Kunden, den Angestellten, Mutti, Vati und dem Schwiegervater immer nur schön machen wollte. „Gedankt wurde es mir nicht.“ Heute bemüht sie sich, einen freien Tag in der Sauna zu genießen. Eine Wanderung zu unternehmen. Oder sich bewusst die Zeit zu nehmen, bis sie sich bereit fühlt, ihrer Vergangenheit zu begegnen. Zwei Jahre hat es gedauert, bis sie das erste Mal nach dem Klinikaufenthalt wieder nach Erfurt fuhr – ein Therapeut habe ihr dazu geraten. Wie benommen sei sie dabei gewesen und habe auf der Fahrt von Wasung nach Erfurt vor Angst nur aus dem Fenster gestarrt. In Erfurt lief sie ohne sich umzuschauen sofort zur Straßenbahn, zu ihrer Mutter, „ich war da, habe aber nichts gefühlt“. Von dem Zeitpunkt an fuhr sie erst jedes Vierteljahr nach Erfurt, dann jeden Monat. Sie besuchte zum ersten Mal wieder das Gebäude, in dem früher ihre Geschäftsräume waren und wenn sie auf der Straße Bekannte von früher traf, wechselten diese häufig die Seite – „aus Angst vor der aus der Klapse“. In drei Tagen steht ihr die letzte und vielleicht schwerste Prüfung bevor. Zum ersten Mal will sie nach sechs Jahren ihre Tochter wieder sehen. Wegen des Geschäfts hatte sie sich in ihrem alten Leben immer zu wenig um sie gekümmert. Und nach dem Konkurs konnte sie sich nicht des Gefühls erwehren, sie habe nicht nur als Geschäftsfrau, sondern auch als Mutter versagt. Zu groß war ihr die Pein, sie wollte, sie konnte die Tochter nicht mehr sehen.

Im Wohnzimmer piept der Apparat an der Magensonde und signalisiert, der Tee ist durchgelaufen. Frau Peters wäscht den Beutel aus und ruft schon aus der Küche: „Jetzt gibt es ein Fläschchen, Frau Beck“. 500 ml Biosorb Sondenkost bekommt die Klientin pro Tag – „gebrauchsfertig, ballaststoffreich und hochkalorisch“ steht auf der Flasche. Die sämige Flüssigkeit bahnt sich ihren Weg durch den Schlauch, erreicht den Eingang am Bauchnabel und – Frau Becks Körper fängt an sich zu winden. „Die spürt die Gase, die von der Nahrung aus dem Magen hochkommen“, deutet Frau Peters ihre Aktivitäten, „doch welche Nahrung sie bekommt, ist ihr egal.“ Schon wenige Minuten später schließen sich Frau Becks Augen. Ihr Atem geht jetzt ganz ruhig, die Nahrung, die Satttheit macht sie müde. Frau Peters bleibt noch einen Moment am Bett

stehen. Sie streichelt der alten Frau die Haare und drückt ihr die knochige Hand, an der ein goldener Ehering noch auf andere Zeiten verweist. Zeiten, in denen Frau Beck gerne mit ihrem Mann in einem offenen Porsche an die Nordsee fuhr. In denen sie es geliebt hat, sich modisch zu kleiden. In denen sie stundenlang in Parfümerien verweilte. „Egal welche Krankheit jemand hat, ob Aids, Krebs oder eine Demenz, im Tod, beim Sterben sind alle Menschen gleich“, sagt Frau Peters. Schmerzen habe heute dank guter Medikamente fast niemand mehr und im entscheidenden Moment, kann man nicht viel falsch machen, wenn man nur den Menschen genau zuhört. Will jemand allein sein oder sucht jemand noch einmal nach menschlicher Wärme? Möchte man im dunklen Zimmer sterben oder in einem hellen? Ist einer Person kalt oder warm? „Es ist wichtig in den letzten Stunden zu verstehen, was einen Menschen bewegt.“ Wer das kann, muss die nötigen Schritte nur noch in Ruhe abarbeiten, das Bett nach dem Tod zurecht machen, die Augen des Verstorbenen schließen, den Mund stützen, damit er geschlossen bleibt, vielleicht die Hände falten und eine Kerze anzünden. Manchmal hatte Frau Peters den Eindruck, den Angehörigen fällt das Begreifen des Todes schwerer als dem Sterbenden, die flehen dann ihre Angehörigen an: „Mutti, geh noch nicht“. Frau Peters redet in solchen Momenten den Angehörigen gut zu, sagt „Sie müssen loslassen, sonst machen Sie es dem Sterbenden nur noch schwerer.“ Anschließend spendet sie den Hinterbliebenen Trost. „Sie hat es endlich geschafft“ oder „Sie hat jetzt ihren Weg gefunden“, sagt sie dann. Und die Verwandten hören es mit Dank. Sie weiß es, sie hat unzählige Trauerbesuche gemacht, damals, als sie noch das Beerdigungsinstitut neben ihrem Möbelladen hatte. „Viele möchten dann noch einmal über das Leben der Verstorbenen erzählen“. Frau Peters hört geduldig zu. Denn sie weiß: Das hilft. Sie kennt einige Leute in den neuen Bundesländern, die sagen: „Ich bekomme meine Arbeitslosenhilfe, das reicht“. Für sie kam ein solches Leben nie in Frage. Damals, als sie aus der Klinik kam, da wusste sie, sie möchte nicht rumsitzen, sie möchte etwas tun, sie möchte helfen. Erst wenn es anderen gut geht, dann gehe es ihr wirklich gut, sagt sie, lacht, fröhlich, ausgelassen und wiederholt: „Ich bin einfach da, um zu helfen.“

Im zweiten Stock des Hauses ist ihr kleines Zimmer. Auf einem getöpferten Schild steht „Alle Wünsche werden klein gegen den, gesund zu sein“, ein Schrank steht im Zimmer, ein Bett mit rosa Bettzeug und einem eingeschlagenen Kissen, ein kleiner Nachttisch und ein Tisch mit zwei Stühlen. Es liegt kein Buch herum, kein Foto, kein Kleidungsstück. Nur ein kleiner Koffer steht in der Ecke, das einzige Zeichen, das in diesem Zimmer ein Mensch lebt. Aus dem Koffer zieht Frau Peters eine schwarze Mappe, in ihr befindet sich ein Plan. Ganz langsam, konzentriert und mit ordentlicher Schrift trägt sie dort nun die Vorkommnisse des bisherigen Tages ein, den Zustand der Klientin, ob sie gegessen hat, ob Besuch da war oder ob sie gelächelt hat – „vielleicht über einen Schmetterling oder den Sonnenschein“. Ihre Kollegin, die morgen den Dienst übernimmt, wird sich so über die Klientin informieren können. Und

natürlich auch der Koordinator des Pflegeverbund Deutschlands – manchmal kommt er zur Qualitätssicherung unangemeldet vorbei. Seit 17 Jahren existiert der Pflegeverbund Deutschland und er „ruht auf drei Säulen“, wie Rainer Fuchs, Leiter des Norddeutschlandbüros in Lübeck erzählt: Dem Pflege und Hilfe Verein e. V., dem privaten Pflegedienst Dietmar Toll GmbH und der Akademie für Aus- und Weiterbildung – hier werden die zukünftigen Pflegekräfte und Sterbebegleiter geschult. Über 250 von ihnen sind für den Pflegeverbund in Deutschland aktiv, teils als Angestellte, teils, wie Frau Peters, als Selbstständige. Gute 90 Prozent von ihnen kommen aus der ehemaligen DDR, sie sind meist über 40 Jahre alt und kommen aus den unterschiedlichsten Berufen. Die einzige Bedingung zur Einstellung: Sie sollten irgendwann in ihrem Leben schon einmal mit dem Thema Pflege oder Sterbebegleitung konfrontiert worden sein. Nur selten sitzt Rainer Fuchs in seinem kleinen Büro, über einer Spielothek, denn meistens ist er unterwegs. Er besucht Pflegekräfte, er koordiniert die Einsätze und begutachtet die Wohnungen möglicher Neukunden. Oft sind deren Anfragen sehr akut – wie im Fall von Frau Beck. Über die bundesweite Hotlinenummer ereilt in einem solchen Fall die Anfrage Herr Fuchs. Er muss nun in die Wege leiten, dass jemand die Angehörigen trifft und den Fall genau klärt. Und es muss geprüft werden, ob die Wohnung der Klientin für eine Sterbebegleitung geeignet ist. Fragen müssen geklärt werden wie „Existiert ein Zimmer für die Sterbebegleiterin? Gibt es ein Bett für die Krankenpflege? Wo kann die Klientin liegen?“. Wenn die formalen Bedingungen stimmen, füllt er eine Fallbeschreibung aus, versucht eine Sterbebegleiterin zu finden, die zu dem Fall passt, faxt ihr die Daten zu und wartet auf deren „okay“. In der Regel dauern Sterbebegleitungen nur wenige Wochen, doch, so Rainer Fuchs, „Man kann nie sagen, welche Ressourcen jemand noch aufbringen kann.“ Manche Menschen ständen bei einer Sterbebegleitung zum ersten Mal in ihrem Leben im Mittelpunkt, das erste Mal würde jemand für sie das Essen kochen, zum ersten Mal fühlen sie sich wichtig. „Betreuung“, sagt Herr Fuchs, „bedeutet für uns Versöhnung.“

Am späten Nachmittag kommen die Schwiegerkinder, Frau Röhl und ihr Mann, Frau Peters wäscht der Mutter gerade das kinnlange Haar. Statt des großen Kissens liegt unter dem Kopf von Frau Beck eine weiße, aufblasbare Wanne, mit einem Becher gießt sie ihr lauwarmes Wasser über den Kopf. „So, jetzt machen wir uns schick, Frau Beck“, sagt Frau Peters und fängt an, mit ihren Fingern deren Kopfhaut zu massieren. „Das mag Mutti“, freut sich die Tochter und Frau Beck hustet, gluckst und schmatzt. Mit einem Handtuch trocknet Frau Peters ganz vorsichtig ihr Haar, dann tauscht sie die Wanne wieder gegen das Kissen aus, bevor sie mit einer Bürste ihr Haar von einem Mittelscheitel aus glatt auf das Kissen kämmt. Kreisrund liegt das Haar nun um Frau Beck's Kopf, fast wie ein Heiligenschein, die Augen hat sie schon längst wieder geschlossen. „Ich weiß auch nicht, ob das richtig ist, wie wir es hier machen“, sagt beim Anblick der Schwiegermutter Herr Röhl, „aber tot ist man schließlich lang genug. Außerdem, die mangelnde Pflege der Angehörigen, dafür geißelt uns doch immer der Islam“.

850 000 Menschen sterben jährlich in Deutschland, davon 80 Prozent im Krankenhaus oder im Altersheim. Nur 2,1 Prozent sterben in einer Palliativstation oder in einem Hospiz. Zwar kümmern sich mittlerweile in 981 ambulanten Hospizdiensten ehrenamtliche Helfer um die Sterbenden in der jeweiligen Region, doch die kommen in der Regel pro Tag nur wenige Stunden. Dass Sterbebegleiter rund um die Uhr da sind, deutschlandweit, und das auch noch über mehrere Wochen, ist ein bisher einzigartiger Service des Pflegeverbands, wenn auch mit 6000 Euro ein teurer. Doch da es in Deutschland immer mehr alte Menschen gibt, von denen viele über ein Vermögen verfügen und immer weniger Junge, die es sich zutrauen, ihre Eltern bis in den Tod zu pflegen und zu betreuen, wächst die Nachfrage nach einer professionellen Sterbebegleitung. Eine Kurve im Büro von Rainer Fuchs, die die Anzahl an betreuten Fällen durch den Pflegeverband wiedergibt, steigt seit Jahren an. Und oft seien die Kinder verwundert, welches Vermögen sich ihr alter Vater heimlich auf die Seite geschafft hat – „für den Fall der Fälle“, so der Norddeutschlandkoordinator Fuchs.

Noch in diesem Jahr will Frau Peters ein spezielles Seminar zum Thema Sterbebegleitung an der Akademie des Pflegeverbands in Bad Kösen in Sachsen-Anhalt belegen. Für 540 Euro wird sie dort unter dem Motto „Sterbebegleitung – Abschied nehmen von zu Hause“ drei Tage lang mit rund 15 anderen Teilnehmern geschult. Es wird um die genauen Unterschiede zwischen aktiver und passiver Sterbehilfe und Sterbebegleitung gehen. Es wird um die Rechte gehen, die ein Sterbender hat. Aber vor allem wird es darum gehen, den Sterbebegleitern maximale Sicherheit mit auf den Weg zu geben – Sicherheit in Form von Verhaltensregeln im Fall des Sterbens. Wie erkenne ich, dass der Sterbeprozess beginnt? Nach welchen Traditionen wird ein Toter in den verschiedenen Regionen Deutschlands aufgebahrt? Und welche Rolle spielt eine Ölung beim Sterben eines tiefgläubigen, katholischen Bayerns? Vor allem mit dem Thema Religion sind viele der Seminarteilnehmer – über 90 Prozent von ihnen kommen aus Deutschlands Osten – wenig vertraut. „Die hohe Kunst des Sterbebegleiters liegt darin, die Angehörigen mit einzubeziehen, ihnen zu zeigen, was für den Sterbenden wohltuend ist“, sagt Frau Zeimer, eine der Dozentinnen an der Akademie. Denn viele der Angehörigen, selbst wenn sie vorher oft jahrelang die Person gepflegt hätte, seien sehr hilflos, wenn es um das Thema Sterben geht. Wie fasst man einen Toten an? Wann redet man mit einem Sterbenden darüber, wie er beerdigt werden will? Welche Kleidung er im Sarg tragen will? „Viele solcher Fragen würden heute tabuisiert. Das trage zur Mystifizierung des Todes bei und erhöhe bei den Sterbenden nur die Angst.“ Deshalb bemüht man sich an der Akademie, den Tod auf eine wissenschaftliche Ebene herunterzuholen. Und auch den Leuten deutlich zu machen, dass der Ruf nach Sterbehilfe, nach der erlösenden Spritze, in der Regel nur ein Ruf nach Verständnis und Zuneigung ist.

Als Frau Peters noch Unternehmerin war, wollte sie die Menschen nicht verstehen – nach ihrem Befinden habe schließlich auch niemand gefragt. In ihrem neuen Leben hat sie diese Fähigkeit gelernt. Genau wie



die Erkenntnis, dass man im Leben keine Fehler machen kann, sondern nur Erfahrungen. Und dass der Konkurs ihres Unternehmens kein Versagen war, sondern ihr Leben. „Das Schicksal hat mich an einen Ort geführt, an dem ich angenommen und gerne gesehen werde“, sagt sie deshalb heute. Und lacht.

Mittlerweile ist es draußen dunkel geworden. Frau Peters schaltet den Fernseher im Wohnzimmer an und macht den Ton extra laut – damit Frau Beck, die gleich neben ihr im Bett liegt, etwas vom Leben hört. Als nächstes möchte Frau Peters unbedingt einmal zu einer Klientin in die Schweiz. Sie wartet nur noch auf einen passenden Einsatz. Der Pflegeverbund Deutschland will in den nächsten Jahren weiter expandieren, ein Pflegeverbund Europa ist das große Ziel. Bereits jetzt sind Pflegekräfte des Verbunds in Österreich, der Schweiz, den Beneluxländern und Frankreich im Einsatz, die nächsten Stationen sind Mallorca und Kuba – dort leben einige alte Deutsche aus der ehemaligen DDR. Frau Peters hat sich bereits eine BahnCard für die Schweiz und Frankreich bestellt. Mit ihr reduzieren sich die Zugkosten in den Ländern um 50 Prozent. Wenn sie den Einsatz in der Schweiz hat, will sie an ihren freien Tagen zum Zürichsee fahren. Und nach Paris, das möchte sie unbedingt sehen.

Ein letztes Mal für diesen Tag piepst die Magensonde von Frau Beck – auch ein zweiter Beutel mit Tee hat sich in ihren Magen entleert. Sie atmet gleichmäßig, den Kopf im schweren Kissen, wirkt sie nicht unruhig, sondern entspannt. Frau Peters streichelt ihr zärtlich über das Haar, rückt die Decke zurecht, dann nimmt sie in dem großen Sessel vor dem Fernseher Platz. Dort läuft gerade eine Sendung über die Reeperbahn in Hamburg. In dem Bericht geht es darum, dass ein Hamburger zwei Bayern zum ersten Mal in ihrem Leben den Kiez zeigt. Frau Peters lacht. Vergnügt. Befreit. Sie war bereits vier Mal in Hamburg. Die Alster, die Elbe oder den Kiez gesehen, hat sie noch nie.